

Der Tausch



© Bastian Fähnrich, Januar 2005

Ich wollte allzu gerne eine solche Jacke mit Aufnäher haben. Ja, eigentlich gerade wegen des Aufnehmers. Einige Jungens, die in der Häuserzeile gegenüber wohnten, besaßen schon welche. Meine Eltern wollten mir jedoch keine kaufen. Sie hätten nicht genügend Geld dafür. Das sagten sie mir jedenfalls. Aber im Grunde genommen lief es für sie finanziell gar nicht so schlecht, trotz des Krieges. Meine Mutter war in einer Weberei und Tuchfärberei beschäftigt, in der verschiedene Stoffe für Textilien, Fahnen und alle anderen möglichen und unmöglichen Dinge hergestellt und bedruckt wurden. Mein Vater war vom Dienst bei der Wehrmacht befreit und arbeitete als Lokomotivführer bei der Reichsbahn. Wir hatten genügend zu essen. Warum mir meine Eltern meinen Wunsch also nicht erfüllen mochten, begriff ich nicht. Überhaupt verstand ich zu jener Zeit sehr wenig. Ich war damals ja auch noch ein Kind.

Meine Spielkameraden in unserem Viertel wollten ebenfalls nichts wissen von meinem Anliegen. Ganz im Gegenteil. Sie hatten ihre eigenen Jacken und Aufnäher. Außerdem würden ja sogar Mädchen und Erwachsene Kleidungsstücke mit dem von mir erwünschten Aufnäher tragen. Aber das kümmerte mich kaum. Mir gefiel der Stern. Er leuchtete so schön gelb. Ja, und eines Tages, ich glaube, ich war auf dem Heimweg von der Schule, sah ich einige Wohnblocks von meinem Zuhause entfernt einen Jungen, der in eine dieser Aufnäher-Jacken gekleidet war. Als ich genauer hinsah, bemerkte ich, dass der Junge aus meiner Nachbarschaft stammte und ich ihn von früher her kannte. Er hieß Samuel und war ebenso alt wie ich, ein Steppke von gerade mal sieben Jahren.

Ich überlegte nicht sehr lange, sondern ging entschlossen auf Samuel zu und begrüßte ihn. Er blickte mich überrascht an, dann drehte er sich abrupt um und wollte davonlaufen. Aber ich bekam ihn gerade noch am Ärmel zu fassen. Er zerrte jedoch kräftig, befreite sich und ging unverzüglich weiter. Dabei verlor Samuel seine Mütze. Ich hob sie auf und folgte ihm. Wir waren schon in unserer Straße angekommen, als er – nicht unweit des Eingangs seines Wohnhauses und nur ein paar Schritte über die Straße hinweg von dem meinen entfernt – ganz unerwartet doch noch stehen blieb.

„Was willst Du denn, Robert?“ fragte er. „Wir dürfen doch nicht miteinander spielen!“ „Das weiß ich“, erwiderte ich, auch wenn mir überhaupt nicht bewusst war, warum in aller Welt dies so sein musste. Ich gab ihm seine Mütze wieder und fasste mir ein Herz: „Möchtest Du Deine Jacke mit mir tauschen?“ So leicht ging mir nun mein Wunsch über die Lippen. Samuel schaute mich an, als ob ich von einem anderen Planeten stammte. Jedenfalls erinnere ich mich daran, dass er mit einem recht erstaunten Gesichtsausdruck vor mir stand und mich ziemlich misstrauisch beäugte. Er trat von einem Bein aufs andere und schwieg. Dabei musterte er meine Jacke. Eine ganze Weile lang tat er dies. „Warum eigentlich nicht“, meldete er sich schließlich zu Wort. „Vor einiger Zeit haben wir ja auch ab und zu unsere Sachen geteilt!“

Und so tauschten wir beide unsere Jacken. Ein jeder hatte sie gerade eben erst zugeknöpft, als ein Militärlastwagen mit verhangener Pritsche um die Ecke unserer Straße bog. Samuel machte sich sofort auf und davon, aber nicht nach Hause, sondern in Richtung Stadtpark. Er hatte es so eilig wie beim Räuber und Polizei-Spielen. Ich dagegen blieb zurück und verharrte auf der Stelle. Der Lastwagen hielt ungefähr zehn Meter vor mir auf dem Bürgersteig. Die Bremsen quietschten, der Motor verstummte. Einige Sekunden lang herrschte Stille. Ich zählte in Gedanken. Der Dieselgeruch verzog sich allmählich. Und mit einem Mal hob sich die Plane und bewaffnete Soldaten sprangen einer nach dem anderen von der Pritsche. Ihre Stiefel klatschten lautstark auf das Kopfsteinpflaster. Ein paar Passanten blieben stehen. Ein Mann kam auf mich zu, während die Soldaten bereits hastig das mehrstöckige Wohnhaus betraten.

Mehr sollte ich nicht mitbekommen, denn der Mann, der auf mich zugekommen war, nahm mich plötzlich bei der Hand und zog mich weg. Ich schrie auf und versuchte, mich ihm zu entwinden. Doch sein Griff war fest. Die Leute, welche sahen, wie er mich mit sich führte, schenkten uns keine weitere Beachtung. Ich versuchte, den Mann mit meiner ganzen Kraft zu treten. Als dies nichts nützte, ließ ich meine Füße ihren Dienst versagen. Doch er war stärker. Halb trug, halb schleifte er mich. Direkt an den Passanten vorbei. Was ging mir nicht alles durch den Kopf. Mahnende Worte meiner Eltern: Auf keinen Fall mit fremden Menschen gehen, keine Süßigkeiten annehmen! Das weiß doch jedes Kind. Ich heulte Rotz und Wasser. Es ging weiter, immer weiter. Schritt für Schritt. Weg von Zuhause. Mehr wusste ich nicht, die Orientierung hatte ich bereits verloren. Dann hielt der Mann unvermittelt an, ließ etwas locker und reichte mir ein Taschentuch. Ich konnte kaum auf meinen Beinen stehen, so sehr zitterte ich.

„Nun beruhige Dich doch, Kleiner. Es wird Dir nichts geschehen. Dafür werde ich sorgen!“

Ich schnäuzte mich. „Bringen Sie mich bitte nach Hause.“

„Das geht nicht“, antwortete er. „Jetzt nicht mehr.“

Noch bevor ich protestieren konnte, fuhr er fort: „Du musst die Jacke ausziehen. Komm, gib sie mir. Schnell.“ Aha, ein Dieb. Er wollte mir das eben erst erstandene Kleidungsstück wegnehmen, den gelben Stern für sich haben.

„Nein, die kriegen Sie nicht! Ich melde Sie der Polizei.“ Meine Drohung nützte nichts. Er entwendete mir geschickt die Jacke, steckte sie unter seinen Mantel und murmelte: „Die Polizei wird Dir nicht helfen.“ Dann nahm er mich wieder bei der Hand, blieb aber noch stehen. Jetzt konnte er mich doch endlich laufen lassen, dachte ich.

„Wie heißt Du denn?“ fragte er stattdessen. Ich sagte ihm meinen Namen und den meiner Eltern noch dazu. Zu schweigen oder zu lügen hätte wahrscheinlich keinen Sinn gehabt. Nun schaute er mich verwundert an.

„Warum hast Du eine Jacke mit dem gelben Stern getragen?“

„Ich habe meine eigene getauscht“, verriet ich, „mit Samuel aus der Nummer Zwölf! Kurz bevor die Soldaten in unsere Straße kamen. Er ist dann mit meiner Jacke ohne Aufnäher weggerannt...“

„Mein Gott, das kann doch nicht wahr sein“, stöhnte der Mann. Er packte mich etwas unsanft bei den Schultern und sah mir direkt in die Augen: „Robert, wohnst Du wirklich in derselben Straße wie Samuel?“

„Ja, in der Nummer Elf.“

„Kannst Du Dir denken, wo er jetzt sein könnte? Hast Du eine Ahnung?“

„Nein.“

„Sind Deine Eltern heute bereits zuhause?“

„Mein Vater ist die Woche über auf Dienstfahrt. Vielleicht ist meine Mutter schon daheim.“

„Dann gehen wir jetzt gemeinsam dorthin.“

Den Rückweg brachten wir schnell hinter uns. Der Lastwagen mit den Soldaten in unserer Straße war bereits verschwunden. Auch die Passanten waren nicht mehr vor Ort. Aber ein paar Möbelträger wuchteten gerade einen massiven Tisch auf die Ladefläche eines Transportautos. Einige Stühle standen auf dem Bürgersteig herum. Der Mann wollte den Möbelträgern zunächst offenbar etwas zurufen, doch dann ließ er es sein. Ein paar Augenblicke später standen wir vor der Wohnung meiner Familie im dritten Stock und klingelten. Meine Mutter öffnete die Tür. Ich lief in ihre Arme. Sie hatte wohl schon auf mich gewartet. In der Diele duftete es nach Essen. Der Mann stellte sich vor – seinen Namen habe ich aber leider vergessen – und erzählte in wenigen Worten, was sich in der letzten halben Stunde zugetragen hatte. Meine Mutter sah mich abschließend kurz fragend an, und ich

nickte als Bestätigung. Alles hatte ich jedoch nicht verstanden. Dann schickte sie mich in die Küche.

Was die beiden im Folgenden miteinander besprachen, hörte ich selbstverständlich nicht mehr. Ich ging ans Fenster und blickte nach draußen in den Hinterhof. Wie oft hatte ich da unten mit Samuel und einigen anderen Nachbarsjungen Fußball gespielt. Das war aber schon länger nicht mehr möglich gewesen. Nach einer Weile des Nachsinnens über vergangene Zeiten im Freundeskreis verspürte ich plötzlich Hunger und spähte in die Töpfe auf dem Herd. Die Kartoffeln mit den Bohnen und den Speckstücken kochten langsam vor sich hin. Und mit einem Mal fiel es mir siedend heiß ein, wo sich Samuel aufhalten könnte. Ich rannte auf den Flur, doch dort befanden sich meine Mutter und der Mann nicht mehr. Ich fand sie im Wohnzimmer. Sie saßen sich in Sesseln gegenüber. Mein Blick fiel auf den Tisch zwischen den Erwachsenen. Im Aschenbecher glimmten die letzten Reste des Aufnehmers, des gelben Sterns. Der Rauch von verbranntem Stoff lag noch in der Luft. Die Jacke war auf dem Sofa.

„Samuel ist vielleicht im Stadtpark!“ verkündete ich, ohne die Verbrennung des Aufnehmers weiter zu beachten. Dann griff ich nach der Jacke und zog sie mir an. „Er könnte sich dort in einer unserer Lagerstätten im Gestrüpp versteckt halten. Die haben wir letztes Jahr im Frühling noch gebaut.“ Meine Mutter und der Mann machten ernste Mienen. Ich ahnte nun aber auch schon selbst, dass Samuels Verschwinden kein Spiel war. Wir machten uns auf den Weg. Sie erklärten mir, dass wir ihn unbedingt ausfindig machen müssten. Nach Hause könne er nicht mehr zurückkehren, und draußen wäre es zu gefährlich. Es war keine lange Strecke zum Stadtpark, und tatsächlich stießen wir nach einer Weile des Suchens im Unterholz in einer der mit etwas kindlicher Fantasie aus Ästen und Zweigen errichteten Laubhütte auf Samuel. Er hockte zusammengekauert auf dem Boden, den er sich mit Herbstblättern etwas ausgepolstert hatte. Samuel musste den Mann kennen, denn er ging ohne viele Fragen mit. Wir begaben uns in unsere Wohnung. Gemeinsam aßen wir zu Mittag. Dann verabschiedete sich der Mann. Samuel jedoch blieb den Nachmittag über bei uns und verbrachte die Nacht in einer Abstellkammer im Keller. Meine Mutter ging nochmals in die Fabrik, an ihren Arbeitsplatz. Sie kehrte aber schon nach kurzer Zeit mit einem großen Stück leuchtend gelben Stoffes zurück. Daraus nähte sie am Abend eine Tasche.

Am nächsten Morgen kam der Mann wieder. Er holte Samuel ab. Sie würden sich zu einer langen Reise aufmachen und versuchen, außer Landes zu kommen. Meine Mutter packte die selbst gefertigte Tasche mit einigen Kleidern aus meinem Schrank und fügte überdies etwas Proviant hinzu. Samuel nahm sie dankbar entgegen. Meine Jacke durfte er behalten, und ich die Seine. Letztlich tauschten wir ein paar freundliche Worte, dann verließen der Mann und Samuel unser Wohnhaus. Ich habe bis heute keinen der beiden erneut zu Gesicht bekommen. Wie auch nicht so viele andere, etwa Samuels Eltern und Geschwister. Mein Vater erfuhr von der ganzen Geschichte übrigens nichts, denn er kam nicht wieder heim von seiner Dienstreise, sondern starb bei einem Bombenangriff auf seine Eisenbahnlinie. Daraufhin kündigte meine Mutter ihre Stelle. Sie meinte, es wäre endlich an der Zeit für einen Wechsel. Sie hatte aber bestimmt auch noch andere Gründe, ihre bisherige Arbeit aufzugeben, wie ich mir später denken konnte. Wir zogen aufs Land zu Verwandten, die dort einen Bauernhof hatten. Das Geld wurde knapper, aber wir hatten reichlich zu essen. Ich half fleißig mit bei den täglich anstehenden Arbeiten. Eines Tages riss dabei meine Jacke. Ich wollte sie selbst mit einem Aufnehmer flicken. Den Stern dafür schnitt ich, ohne ein besonderes Muster als Vorlage zu verwenden, aus einigen Stoffresten, die meine Mutter noch übrig hatte. Mit der Zeit kamen weitere, ähnliche Aufnehmer hinzu. Sie leuchteten alle in gelber Farbe. Mehr brauchte ich nicht. Man könnte fast sagen, dass ich damit wunschlos glücklich war.